

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 36

Artikel: Chinesisch in der Schweiz
Autor: J.O.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— genau betrachtet — schon beim erstenmal geschafft war. Drohten dennoch arbeitsleere Stunden, so setzte sie sich ans Fenster, nähte, häfelte, stückte, strickte. Keine Unnützlichkeiten. Wohl aber vieles, was sich nur in ihren Schubladen, nicht in ihrem eignen Leben unterbringen ließ.

Doch einmal mußte der Tag kommen, an dem jemand „Großmutter“ zu ihr sagte. Nein, nicht ein jemand, sondern viele jemand. Damit sie wieder zu sorgen und zu schaffen hatte. Denn so — sich den Anschein geben, als ob man schaffe und wisse: Alles nur Augenverblendung! In der halben, der viertel Zeit könnte man fertig werden — so war es kein Leben. Wie kam Gust nur damit zurecht? Wie vermochte er dieses neue Dasein als Glück, als gemehrtes Glück zu empfinden? Glücklich — war Gust es in Tat und Wahrheit? Seine Augen, seine abgefaßten Mundwinkel redeten eine andere Sprache als seine Lippen und seine Zunge.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Malereien der Gegenwart.

Die Leitung der Kunst-halle in Bern hat das große Verdienst, allen denjenigen Bernern, die nicht Gelegenheit haben, in den Ausstellungen der Weltstädte Europas das Werden ostasiatischer Kunst zu verfolgen, einen umfassenden Ueberblick wenigstens über den Stand der heutigen Malerei Chinas zu bieten. In sehr hohem Maße ist in dieser Ausstellung sogar uralte Kunst erhalten, insofern nämlich auch die modernste chinesische Malerei auf Wahrung der Tradition, ja sogar auf teilweise Kopie früherer Kunstwerke nicht verzichten mag. Alte Gelehrte, alte Richtlinien, alte Anschauungen werden sorgsam und hoch geachtet, die Spuren eines uralten Kulturstaates werden nicht leichtfertig zertreten oder verwischt. Was uns die derzeitige Ausstellung — sie dauert bis zum 23. September — bietet, hat Grund und Boden, besitzt Wert, weil früher gefundene Werte in das neueste Schaffen aufgenommen wurden.

Gegen dreihundert Werke zieren die Wände der Kunst-halle: ein fast eintöniges Nebeneinander hochformatiger Malereien auf Papier und Seide — doch von unglaublicher Vielgestaltigkeit der Ideen und selbst der Ausführungstechniken belebt. Drei, vier Besuche der Ausstellung sind nur ein ahnungsvolles Hineintasten in die durchaus dichterisch empfundene Welt chinesischer Maler. Die scheinbare Ähnlichkeit verliert sich sehr bald in erstaunliche Vielseitigkeit, manchmal gar in ungeahnte Gegensätzlichkeit. Der Grund: Die Ideen, die den Werken Entstehung und Leben verleihen, sind keineswegs die enggebundenen Gedanken kopierender Schilderer, sondern die tausendfältigen Ideen wahrer Dichter. Chinas darstellende Künstler sind Dichter und Maler zugleich!

Dies bedeutet keineswegs, daß zu jedem Bildwerk ein Vers oder eine Strophe in der an sich schon sehr bildhaften Schrift geschaffen werden müßte, es bedeutet aber, daß des Malers Phantasie dichterisch vom Alltag abrücken kann und selbst das äußerlich Unwahrscheinlichste bildhaft gestalten darf, wenn es nur innerlich wahr empfunden, gedacht, erdichtet wurde. Es entstehen dadurch in den Bildern der chinesischen Maler Phantasiegebilde, die eben nur noch mit den tiefsten Wahrheiten und Sehnsüchten etwas gemein haben.

Es erschließt sich uns die Wunderwelt — wie schön ist darin vom Asiaten der Begriff der Kunst verstanden, die

in unserem Abendland das Wunder, auch das Wunderbare im Alltäglichen, so oft fliehen möchte! — eine dichterische Welt der Bergschroffen, der tiefen, gewundenen Täler, der idyllischen Gestade, der schlanken Brüden, der zarten Hütten, der Blütenbäume, Zweige und Vögel. Eine Welt, die auch dem Alltagschinesen ein Phantasie-land ist. Aber diese Phantasiegebilde umschließen die Gedanken der Schönheit, Leichtigkeit, Anmut, Lebensinnigkeit und Demut, also der lebensnächsten und lebenswichtigsten Werte: die chinesischen Kunstwerke, so fremd sie auch erscheinen mögen, treffen das Nächste.

Die Technik des Bildentwurfs und der Pinselführung aber ist diese: sie gibt dort am meisten, wo sie nichts bietet! Sie läßt leere, weiße Räume. Sie umreißt nur das Wesentliche und fordert mit diesen Richtlinien den Beschauer auf, die Leere durch eigenes geistiges Erarbeiten und Empfinden auszufüllen. Es ist jene Art von Kunstwerken, die den Betrachtenden zur Mitarbeit zwingt, die ihn in beseligtem Weiterfühlen das imaginäre Gesamtbild ganz erfüllen läßt. Maler, die solches erreichen, sind Führer und Lehrer. Die chinesische Kunst verlangt solche Eigenschaften von ihren Ausübenden. Deshalb sind auch die nicht Ueberdurchschnittlichen unter ihnen noch künstlerische Weise und weiße Künstler. Gelehrter, Dichter und Maler vereinigen sich.

Lebendigkeit und Beweglichkeit sind Grundbedingungen der chinesischen Malerei. Beide können nur vorhanden sein, wenn der subjektiv schaffende Künstler durch die mitarbeitende Einfühlung des Beschauers unterstützt wird. Diese wollen wir ihm beim Besuch der Kunst-halle nicht vorenthalten! Nur sie wird uns den Genuß der an sich imponierenden sparsamen Technik in Tusche und Wasserfarben steigern helfen. Die wenigen Pinselstriche sind Gedanken, denen die Stimmung Lebensraum verschafft. Darum birgt die Kunst-halle nicht nur die stattliche Anzahl der immer in die Vertikale komponierten Bäume, Felsen, Zweige, Hütten und Tiere, sie birgt mit ihrer Schau verbundene künstlerische und seelische Erlebnisse.

Chinesisch in der Schweiz.

Es scheint ein gar entlegenes Thema zu sein, mit dem wir uns heute für einen Augenblick beschäftigen wollen. Durch einen ausgezeichneten Vortrag ist es uns aber kürzlich nahe gebracht worden. Unser Mitbürger Karl J. Lütthi, der gelehrte Leiter des Schweizerischen Gutenberg-museums, hat wieder einmal aus dem Borne seines Forschungseifers dargeboten, was ihm über den Anteil schweizerischer Forschung und Tätigkeit in China mitteilenswert schien, um dann über „Chinesisch in der Schweiz“ das hervorzuheben, was davon gesagt werden kann. Gemeint sind die Beziehungen zum Schrifttum des Reichs der Mitte. Karl J. Lütthi hat seinen an der Jahresversammlung 1934 des Schweizerischen Gutenberg-museums gehaltenen Vortrag bei Bückler & Co. in Bern drucken lassen. Nicht weniger als achtzehn Bildtafeln schmücken dieses mit gutem Geschmack gedruckte Werklein, dessen Anschaffung wir angelegentlich empfehlen möchten (Preis Fr. 5.—, zu bestellen bei Bibliothekar Karl J. Lütthi, Bern 16, Postfach 60). Als Besonderheit dieses bibliophilen Druckes sei erwähnt, daß er in chinesischer Art gebunden worden ist.

Es sei uns gestattet, einige Rosinen aus dieser Arbeit herauszupicken, wobei nicht unerwähnt sei, daß es nun schon die dritte dieser Art ist. Vorausgegangen sind: „Hebräisch in der Schweiz“ und „Aethiopisch in der Schweiz“.

Schon lange bevor Gutenberg das Drucken erfunden hatte, haben die Chinesen mit beweglichen Typen zu drucken

verstanden. Noch früher, nämlich ins Jahr 105 n. Chr. geht die Erfindung des Papiers durch die Chinesen zurück. — Der Druck ab Typensätzen währte aber — nach Lütthi — nicht lange, was im Blick auf die chinesische Bilderschrift mit ihren Tausenden von Begriffszeichen leicht erklärlich ist. Bis tief in die Neuzeit hinein blieb in China der Holztafeldruck das herrschende Druckverfahren. Wer einen solchen chinesischen Holzstock sehen will, der kann es im Schweizerischen Gutenbergmuseum in Bern (im Dachgeschoß des Historischen Museums) tun. Zwei reizvolle Holzschnitte begleiten den Text dieser Drucktafeln; sie sind ein wunderbares Beispiel für das unfehlbare Gefühl des Chinesen für die Vermischung der Schrift mit dem Bild.

Dank der Forschungen Karl J. Lütthi können wir nun den recht bedeutenden Anteil schweizerischer Forschung und Tätigkeit in China kennen lernen. Für Einzelheiten müssen wir allerdings hier auf seine Arbeit verweisen. Dankbar sei aber der Tätigkeit der Basler Mission in China gedacht, insbesondere derjenigen des Berner China-Missionars Kutter, der während zwanzig Jahren auf verschiedenen Posten des südchinesischen Missionsgebietes der Basler Missionsgesellschaft segensreich wirkte. Wie gefahrenreich die Tätigkeit eines China-Missionars ist, wird uns lebhaft in Erinnerung gerufen durch das tragische Schicksal Dr. Eugen Imhofs von der katholischen Bethleem-Mission in Immensee, der am 18. Januar 1934 bei einem Attentat durch chinesische Banditen auf den Transsibirienexpress einen tragischen Tod gefunden hat.

Aber nicht allein durch Schweizer Missionare wurde Chinesisch getrieben, auch Gelehrte und vereinzelte Buchdruckereien haben ihren redlichen Anteil am „Chinesisch in der Schweiz“.

Schon im 17. Jahrhundert begegnen wir einem Buche mit einem Abschnitt über chinesische und japanische Sprache,

das in Genf und Yverdon gedruckt worden unter dem Titel „Thresor de L'Histoire des Langues de cest Vnivers“.

大西洋合勒未祭亞省夷婦



Bildnis einer „Barbarenfrau aus der Provinz Ho-la-weit-tscha-ya“ (Helvetia) aus einem chinesischen Werke aus dem 18. Jahrhundert. (Über den Begleittext siehe den Aufsatz „Chinesisch in der Schweiz“.)

Ein „artiges“ chinesisches Zeugnis — schreibt Lütthi — aus dem 18. Jahrhundert über die Schweizer, mitgeteilt von dem schweizerischen Sinologen und Indochinaforscher Eduard Huber (1879—1914) sei hier noch als Kuriosität eingefügt; der Originaltext steht in einem kostbaren zwölfbändigen Werke über die tributpflichtigen Völkerschaften des unter dem Kaiser Kien-Long neugefestigten Reiches (im Anhang über die „tributpflichtigen Barbarenvölker von den Inseln des Weltmeeres“). Der Text zu den Bildnissen einer Schweizerin und eines Schweizer (siehe unsere Abbildungen) lautet in der Uebersetzung von Huber (abgedruckt in Casimir Schnyders Buche über Eduard Huber, Zürich, Verlag Drell Kückli, 1920):

„Barbarenmann und Barbarenfrau aus der Provinz Ho-la-weit-tscha-ya (Helvetia): Das Land Ho-la-weit-tscha-ya ist dem Reiche Sche-li-ma-ni-ya (Germania) untertan. Seine Bewohner sind groß und stark und ihres Mutes und ihrer Tapferkeit wegen überall berühmt. Das Land besitzt öffentliche Lehranstalten, in denen Unterricht in der Handhabung der Waffen erteilt wird. Wenige von denen, die darin vollkommen geübt sind, bleiben zu Hause; die meisten wandern in fremde Gegenden aus, deren Fürsten sie als Diener oder Schwerträger gebrauchen. Das Land ist voll hoher Berge. Die Wintermonate sind außerordentlich kalt. Die Häuser sind wohlgebaut. Die Frauen des Landes sind reinlich und ehrsam; sie sind sehr geschickt in allen Arbeiten und verstehen es, die feinsten Gewebe zu verfertigen, ohne sich eines Webstuhles zu bedienen. Man findet Gold in dem Lande; so oft die Leute eine Zisterne graben, finden sie Golderg; auch der Sand der Flüsse führt kleine Stücke Goldes und Perlen von der Größe einer Erbse oder eines Reiskornes. Die Berge beherbergen Rehe, Hirsche, Hasen und Panther. Büffel werden als Haustiere gehalten; ihr Fleisch ist eine ausgezeichnete Speise. (!)“

Es war wieder ein Genfer, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in chinesischer Sprache Bücher druckte, der Sinologe (Chinaforscher) François Turretini. Aus seiner Offizin sind eine Reihe schöner Drücke chinesischer und anderer ostasiatischer Klassiker mit Uebersetzungen er-

皇清職貢圖 卷一

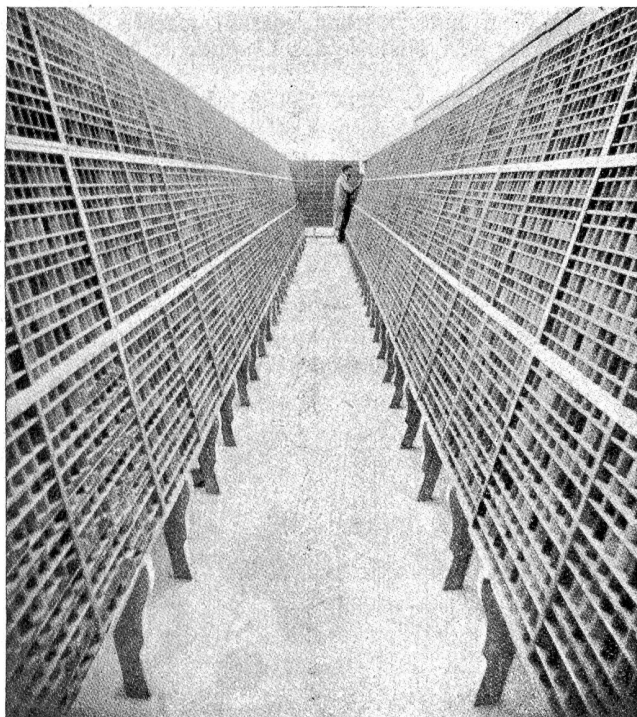
三十四



大西洋合勒未祭亞省夷人

Bildnis eines „Barbarenmannes aus der Provinz Ho-la-weit-tscha-ya“ (Helvetia). Aus einem chinesischen Werke aus dem 18. Jahrhundert. Man beachte, wie der chinesische Holzschneider aus dem „Barbarenmann“ aus der Schweiz einen Chinesen mit Schlitzaugen gemacht hat! (Über den Begleittext siehe den Aufsatz „Chinesisch in der Schweiz“.)

das in der Schweiz gedruckt worden ist. Es ist vom Franzosen Duret geschrieben und vom Genfer Pyrame de Can-



Blick in eine 14 Meter lange „Gasse“ mit chinesischen Schriftzeichen in den Imprimeries Réunies in Lausanne. Diese Druckerei ist heute die einzige, in der chinesischer Typensatz gedruckt werden kann. Sie verfügt über 6663 Zeichen in drei Schriftgraden.

己所不欲勿施於人

己所不欲勿施於人

己所不欲勿施於人

„Chinesische Schriftprobe“ aus den Imprimeries Réunies in Lausanne. Auf deutsch lautet die Zeile in drei verschiedenen Schriftgraden:

Was du nicht willst, das man dir tu',
Das füg' auch keinem andern zu!

schienen. Leider ist diese private Druckerei seit dem Tode Turretinis (1908) eingegangen. Chinesisch kann aber auch heute noch in der Schweiz gesetzt und gedruckt werden, nämlich in den Imprimeries Réunies S. A. in Lausanne. Wir können unsern Lesern die chinesische Abteilung (Gasse genannt) im Bilde zeigen. Sie mißt beidseitig in der Länge 14 Meter und enthält je 6663 Zeichen in drei Schriftgraden. Wir sehen auf diesem Bilde nur einen Setzer. Das zeigt uns, daß es nicht in China aufgenommen worden ist, denn an den Setzkästen in China ist entschieden mehr Betrieb. Der chinesische Setzer bedient sich nämlich einer Schar Buben; einem jeden ruft er die Silbe zu, die er eben benötigt. Der Junge wiederholt sie und tragt dann — die Silbe immer vor sich her murmelnd — zu dem Setzkasten, in dem die gewünschte Silbe liegt. So kommt der Setzer natürlich viel rascher vorwärts als wenn er sich die Zeichen selbst holen müßte.

Für die meisten von uns sind und bleiben die chinesische Sprache und Schrift für immer verschlossen. In chinesischen Büchern zu blättern, namentlich in solchen mit Holzschnitten, ist aber für das Auge immer ein Genuß. An Schönheit und Ebenmaß sind sie kaum zu übertreffen. Von der reichen chinesischen Literatur ist uns zum Glück das Wertvollste in Uebersetzungen bekannt. Chinas Denker haben auch unserer Zeit noch sehr viel zu sagen. Karl F. Lüthi zitierte in seinem Vortrage deren zwei, mit denen wir uns verabschieden möchten: Tschou-Hi (1130—1200) sagte:

„Ein gutes Buch, eine gute Rede können Gutes bewirken, aber ein gutes Beispiel spricht viel beredter zum Herzen!“

Und Kung-fu-tse läßt sich vernehmen:

„Menschen von dem höchsten Preise lernen schnell und werden weise; Menschen von dem zweiten Range werden weise, lernen aber lange; Menschen von der dritten Sorte bleiben dumm und lernen Worte!“

J. O. K.

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

10

Nach einem letzten Blick auf das unter uns liegende Land, wo die meisten von uns soeben ihre Familien verlassen hatten, ging's die dunklen Wälder hinunter nach Reconvilier. Dort wartete uns eine große Ueberraschung. Kurz vor dem Dorfeingang stand der General und in schneidigem Taktschritt defilierten wir an ihm vorbei. Die meisten hatten ihn hier zum erstenmal zu sehen bekommen.

Der kleine Weiler Saules bot uns Nachtquartier. Man schien uns erwartet zu haben, wenigstens vermochte die kleine Wirtschaft allen Wünschen zu entsprechen. Da es schon beizzeiten am Abend dunkel zu werden begann und die Nächte ungemütlich wurden, waren von zuhause die beliebten Fruchtjastgütterli mitgenommen worden. „Für alle Fälle“ wurden sie an diesem Abend nachgefüllt!

Der nächste Kantonnementsort, nach einem mittelmäßigen Marsch erreicht, hieß Boécourt, also wieder eine Ortschaft am Fuße der Caquerelle, einen Steinwurf von Séprais freudigen Angedenkens entfernt. Wenn nichts täuschte, wollte man sich da für den Winter einrichten. Jedoch wurden diese Arbeiten bald wieder eingestellt, als am 12. Oktober von der Division Meldungen eintrafen, wonach sich die Lage an der Grenze wieder verschärft habe und man stündlich mit einem Alarm rechnen müsse. Dies hatte die erneute Stellung von Außenwachen zur weiteren Folge.

Was vorausgesagt, traf auch richtig ein. Anderntags, am 13. Oktober, wie wir obenher dem Dorfe uns im Beispreizen und Armschwingen übten, ertönte um 10 Uhr 50 der Generalmarsch. Eine Stunde später befand sich nichts mehr in Boécourt, was an die Achtundzwanziger hätte erinnern können, diese selbst hatten sich bereits dem Regiment auf der Caquerellestraße angeschlossen. Im Eilmarsch wurde diese wieder einmal abgeklopft, Cornol passiert und schließlich die Bereitschaftsstellung bei Coeuve, an deren Bau wir ja von Bendlincourt aus mitgeholfen hatten, besetzt. Dieses Dorf selber konnten wir nicht wiedersehen, Herbstnebel lagerten über dem moosigen Land. Wieder einmal war die Gefahr an unsern Grenzen vorbeigegangen, wir konnten um 5 Uhr abends den Rückmarsch antreten, und machten bald die erfreuliche Wahrnehmung, erneut nach Courgenay zu kommen. Die gleichen Kantonnements von früher boten wieder gastliche Aufnahme. Wir brauchten den nicht weniger erfreuten Quartiergebern uns nicht mehr vorzustellen, bloß „Grüß Gott!“ zu sagen.

Nochmals in Courgenay.

Mit Rücksicht auf die kalten Nächte und in Erwartung der noch unangenehmeren Winterzeit wurden die Räume entsprechend eingerichtet. Man machte einander etwas mehr Platz und belegte eine Scheune mehr. Wer das Recht hatte, Privatzimmer zu beziehen, machte hievon nach und nach ebenfalls gerne Gebrauch. — Das wichtigste war natürlich die Visitte bei der Gilberte!

Sensationell wirkte eine Neuerung auf dem Gebiete der Uniformierung. Als Ergebnis langer Studien wurde